

Leseprobe



Christina Bradley

Thirty

Dreißig Tage bis zum Dreißigsten. Dreißig Dates, um den Einen zu finden.

Bella Edwards' Leben ist ein einziges Chaos. Während ihre Freundinnen auf Facebook ihr ach so erfüllendes Leben feiern, ist Bella nicht mal ansatzweise da, wo sie mit fast dreißig sein wollte. Vor allem der Mann fürs Leben fehlt noch. Hals über Kopf fliegt sie von London nach New York zu ihrer Freundin Esther. Die hat die rettende (oder völlig absurde?) Idee: dreißig Dates in dreißig Tagen. So macht Bella sich auf einen verrückten Trip von New York bis nach San Francisco mit dem Ziel: den Einen finden. Zwischen diversen Blind Dates, charmanten und weniger charmanten Typen, findet Bella zwar nicht den Mann fürs Leben, aber tatsächlich das Eine, was sie glücklich macht. Und vielleicht, nur vielleicht, gibt es ja doch noch Hoffnung auf den Einen ...

Eins



HEILIGE SCHEISSE!

Was habe ich getan?

Während die anderen Bewohner Londons brav an ihren Schreibtischen sitzen und ihrer täglichen Arbeit nachgehen, hocke ich inmitten einer unüberschaubaren Anzahl nach Katzenurin stinkender Räucherstäbchen und warte auf eine Hellseherin. Ja, genau ... auf eine HELLSEHERIN! Eine Hellseherin namens Mary Rose, die mir gleich aus der Hand lesen und mir meine Zukunft voraussagen wird.

Vor einer Stunde habe ich meinem Boss gesagt, dass er sich ins Knie ficken soll.

Meine Mutter wäre schockiert. »Bella Edwards, für so eine Ausdrucksweise gibt es keine Entschuldigung«, höre ich sie sagen. »Das ist das Benehmen eines vulgären Flittchens.« Und sie hätte vollkommen recht. Ich bin ein vulgäres Flittchen.

»Fick dich ins Knie.« O mein Gott, es ist so grauenhaft. Noch nie in meinem ganzen Leben habe ich jemandem gesagt, er soll sich ins Knie ficken. Noch nie. »Verzieh dich!« ist so ziemlich das Schlimmste, was mir über die Lippen kommt. Wenn ich richtig geladen bin, reicht es eventuell auch für ein »Du kannst mich mal!«, aber das passiert erstens nur sehr selten und ist zweitens ungleich harmloser als das, was ich mir heute geleistet habe. Mit

meinem »Fick dich ins Knie« habe ich eindeutig neue Maßstäbe gesetzt.

Nun sitze ich also hier, nach außen hin ruhig, aber innerlich am Rande der Hysterie, und warte auf eine Hellseherin. Es ist still im Raum bis auf die Geräusche, die der alte CD-Player in der Ecke von sich gibt und bei denen es sich allem Anschein nach um Walgesänge handelt. Draußen heulen die Sirenen, was ich merkwürdigerweise viel angenehmer und beruhigender finde als den Walgesang. Abgesehen von diesen kleinen akustischen Störfaktoren bin ich mit meinen Gedanken allein – mit meinen sehr verworrenen, unzusammenhängenden, teilweise alkoholisierten und verhältnismäßig sinnfreien Gedanken. Der hervorstechendste unter ihnen ist: *Ich muss meinen verdammten Verstand verloren haben!*

Nicht genug damit, dass ich soeben eine Beförderung ausgeschlagen, meinen Job hingeschmissen und etwas durchlebt habe, was man nur als vollständigen emotionalen Zusammenbruch bezeichnen kann. Jetzt sitze ich auch noch in diesem Kämmerlein, das mir als »spirituelles Refugium« angepriesen wurde, in Wahrheit aber eher wie eine Crackhöhle aussieht. Und um dem Ganzen die Krone aufzusetzen, bin ich drauf und dran, Rat bei einer Betrügerin zu suchen, die nichts weiter will, als armen, verzweifelten Toren – ein Teil der Menschheit, dem ich mich seit einer Stunde zugehörig fühle – das Geld aus der Tasche zu ziehen.

Dies hier ist ganz offiziell der Tiefpunkt meines Tages. Und dass ich mich überhaupt in dieser fragwürdigen Situation befinde, daran ist – wieder mal – die Verführungskraft der Werbung schuld.

Wissen Sie nicht weiter? Sehnen Sie sich nach spiritueller Führung? (Wurde Ihnen gerade eine Beförderung angeboten, und Sie haben darauf reagiert, indem Sie Ihrem Chef sagten, er solle sich ins Knie ficken?) Dann benö-

tigen Sie womöglich die Hilfe von Hellseherin Mary Rose – 28 £ je 30 min – KEINE KARTENZAHLUNG!

Der Qualm der Räucherstäbchen kratzt mir im Hals. Wahrscheinlich sollen sie den Geruch von illegalem Sex und Crack-Kokain verdecken. Ich frage mich, ob man von Räucherstäbchen high werden kann. Wahrscheinlich nicht, sonst wäre die Hälfte aller Asiaten permanent zugehörnt.

Aber vielleicht sind sie das ja. Vielleicht sollte ich nach Asien auswandern. Vielleicht sollte ich mich in einen Aschram zurückziehen und versuchen, mich selbst zu finden, so wie Elizabeth Gilbert in *Eat, Pray, Love*. Warum nicht? Ich könnte allerdings auch etwas anderes, nicht ganz so Extremes machen: Ich könnte versuchen, meinen Job zurückzubekommen. Aber ist das überhaupt realistisch? Lässt sich aus dem Wrack meiner Karriere – meines Lebens! – noch irgendetwas retten?

Es besteht zumindest die Möglichkeit, dass die Situation weniger schlimm ist, als von mir angenommen. Vielleicht findet Larry Hill – das ist mein Boss beziehungsweise mein Ex-Boss -, dass ich ihm gegenüber einfach nur sehr selbstbewusst aufgetreten bin. Er fordert doch andauernd, dass ich selbstbewusster aufzutreten, zu meinen Entscheidungen stehen und meiner Intuition vertrauen soll. Ich könnte ihm sagen, dass ich mir lediglich seinen Rat zu Herzen genommen habe. Dass er stolz auf sich sein und den Vorfall als ein Kompliment an seine Mentor-Fähigkeiten betrachten soll. Vielleicht hat er den Vorfall morgen schon wieder vergessen, wenn ich auf angemessene Weise um Gnade winsle. Vielleicht kann ich hochobersten Hauptes an meinen Arbeitsplatz zurückkehren. Okay, höchstwahrscheinlich müsste ich eine Erklärung für mein bizarres Verhalten liefern – aber das würde ich schon irgendwie hinkriegen. Ich könnte Larry sogar fragen, ob das Angebot mit der Beförderung noch steht, sobald ein bisschen

Gras über die Sache gewachsen ist. Ich bin bereit zu tun, was immer nötig ist. Ich darf meinen Job nicht verlieren, denn wenn ich meinen Job verliere, verliere ich alles – dann verliere ich mich selbst.

Ich bin nur noch Sekunden davon entfernt, aufzustehen und das Weite zu suchen, als ich plötzlich eine Bewegung wahrnehme. Der Vorhang zum Nebenraum, bei dem es sich mutmaßlich um das Schlafzimmer oder vielleicht auch eine Küche handelt, in jedem Fall aber um ein Privatgemach, wird mit einer dramatischen Geste zur Seite geschlagen, und dahinter erscheint ... Mary Rose, die Hellseherin.

Ach du lieber Himmel!

Sie sieht zum Fürchten aus – ganz und gar nicht wie die gütige Erdmutter, die ich mir erhofft habe. Wir beäugen einander eine Zeit lang und versuchen zu ergründen, mit was für einem Gegenüber wir es hier zu tun haben. Schwer zu sagen, wer von uns beiden beunruhigter aussieht. Dann setzt sich Hellseherin Mary Rose in Bewegung und kommt mit watschelnden Schritten auf mich zu. Sie klingt wie ein Müllauto, so laut klimpert und schepert der Schmuck, mit dem ihre Gliedmaßen behängt sind. Kloßige Goldarmbänder zieren ihre dicken Handgelenke. Eins von ihnen, das sie sich bis zum schlaffen Oberarm hochgeschoben hat, entpuppt sich bei näherem Hinsehen als Schlange, die ihren Bizeps in einem dermaßen tödlichen Würgegriff umschlingt, dass die Haut darunter bereits violett angelaufen ist und an den Seiten die Speckfalten hervorquellen. Das ist ein zutiefst verstörender Anblick. Ihre Finger sind mit riesigen Ringen geschmückt. Die Nägel hat sie sich in einem fluoreszierenden Pinkton lackiert, allerdings ist der Lack in Teilen bereits abgeblättert, und darunter kommen gelbliche Flecken zum Vorschein. Der ebenfalls fluoreszierende Lidschatten, an dem sie nicht gespart hat, reicht ihr bis hinauf zu den gemalten Augenbrauen, und die großzügig aufge-

tragene Foundation lässt ihren Teint in einem warmen Orangeton erstrahlen. Sie sieht aus wie eine Dragqueen. Kurzum: Sie ist eine furchteinflößende Erscheinung, trotzdem kann ich nicht anders, als sie auf Anhieb zu mögen, was vermutlich viel über meinen gegenwärtigen Geisteszustand aussagt.

»Ich hab Rücken, Liiebchen«, brummt sie in einem gut abgehängenen Cockney-Dialekt und schaut auf mich herunter, während ich unbehaglich am Boden hocke. »Da unten halt ich's nich mal fünf Minuten aus.«

Sie hat die Stimme eines Menschen, der pro Tag drei Schachteln Zigaretten raucht und immer kurz vor dem nächsten Hustenanfall steht. Nachdem sie mir mitgeteilt hat, dass der Batiktappich eigentlich nur eine Requisite ist, die für »stimmungsvolles Ambiente« sorgen soll, und wir dringend ein paar Stühle brauchen, rapple ich mich hastig auf.

Nun, da sie ihren dramatischen Auftritt hinter sich hat, zieht sie den Vorhang zum Nebenzimmer achtlos zur Seite und zerstört damit jede Illusion, die bis zu diesem Augenblick eventuell noch bestanden hat. Der Raum dahinter ist tatsächlich eine Küche. Hellseherin Mary Rose verschwindet darin und taucht wenige Augenblicke später wieder auf, zwei Barhocker hinter sich herschleifend, die sie einander gegenüber auf den Teppich stellt. Ungeschickt erklimmt sie einen davon und bedeutet mir mit einer Handbewegung, auf dem anderen Platz zu nehmen.

»So ...« ist alles, was sie hervorbringt, ehe sie von einem Hustenanfall geschüttelt wird. Nachdem ich zwei schauerhafte Minuten lang zugehört habe, wie sie sich die Lunge aus dem Hals hustet, stößt sie ein letztes Röcheln aus, das so laut ist, dass ich fast von meinem Hocker kippe, und fährt zu sprechen fort. »Sie sehen so aus, als hätten Sie 'nen richtigen Scheißtag hinter sich. Was sagen Sie zu 'nem Gläschen Wodka, Liiebchen?«

Auf gar keinen Fall – das sage ich dazu. Ich zahle dieser Frau achtundzwanzig Pfund für ihren professionellen Rat, und sie will sich mit mir besaufen?

»Sehr gern.«

Mary Rose klettert von ihrem Hocker und verschwindet abermals in der Küche. Nach kurzer Zeit kehrt sie mit zwei vollen Gläsern und einer Wodkaflasche zurück, deren bloßer Anblick mich mit Freude und Dankbarkeit erfüllt. Sie drückt mir eins der Gläser in die Hand und stößt schwungvoll mit mir an, was dazu führt, dass ein Teil des Wodkas über den Glasrand auf meinen Handrücken schwappt. Doch Hellseherin Mary Rose bekommt davon nichts mit, sie ist zu sehr damit beschäftigt, einen Toast auszubringen.

»Auf die Gesundheit. Und darauf, dass man an 'nem Dienstagnachmittag Wodka trinken kann, wenn man Lust drauf hat. Prost, Liiiebchen«, lallt sie.

»Prost«, erwidere ich, kippe den Wodka auf ex und kneife die Augen zusammen, als ich das Brennen in meiner Kehle spüre.

»So, junge Dame, was führt Sie denn zu mir?«

Also erzähle ich ihr alles. Ich breite die ganze traurige Geschichte meines bisherigen Tages vor ihr aus. Hellseherin Mary Rose hängt wie gebannt an meinen Lippen. Irgendwann ist meine Schilderung in der Gegenwart angelangt – sprich, bei der Tatsache, dass ich gerade einer Hellseherin gegenüber sitze und ver-zweifelt darauf hoffe, dass sie mir sagt, dass alles gut wird. Doch sie tut nichts dergleichen. Sie sagt gar nichts, sondern schüttelt lediglich stumm den Kopf und hebt ihr Wodkaglas an die Lippen, nur um festzustellen, dass es leer ist. Erst nach mehreren Minuten des Schweigens ergreift sie das Wort.

»Liiiebchen«, murmelt sie und blickt mir geradewegs in die

Augen. »Glauben Sie nich', dass Sie da vielleicht 'n kleines bisschen überreagiert haben?«

Was für ein dummes Weib! Mir wurde eine Beförderung in Aussicht gestellt, und ich habe meinem Boss gesagt, er soll sich ins Knie ficken. Ja – man könnte durchaus sagen, dass ich überreagiert habe. Ist das alles, was diese Frau an Weisheiten zu bieten hat? In dem Fall will ich mein Geld zurück. Ich bin seit Neuestem arbeitslos und weigere mich, jemanden dafür zu bezahlen, dass er mir etwas sagt, was ich längst weiß.

»Durchaus möglich, ja«, antworte ich höflich.

»Na, dann geben Sie mir mal Ihr Händchen, und wir schauen uns an, was die Zukunft für Sie bereithält, Sie beklopptes Ding.«

Sie packt meine Hand und hält sie sich ganz dicht vor die Augen, scheint jedoch nicht zu finden, wonach sie sucht – was auch immer das sein mag. Wahrscheinlich ist sie entweder zu blind, zu besoffen, oder sie hat schlichtweg keine Ahnung von ihrem Job. Vermutlich alles zusammen. Im Versuch, das Problem einer Lösung zuzuführen, hebt sie meine Hand ins Licht, was allerdings nicht viel bringt, da wir uns in einem fensterlosen Raum befinden, in dem es so gut wie kein Licht gibt. Sie ringt eine Weile mit diesem Umstand, dann langt sie in die Tasche ihres Kaftans und kramt darin herum. Schließlich holt sie eine Mini-Taschenlampe hervor – ein Werbegeschenk, das man umsonst dazu bekommt, wenn man für mehr als zwanzig Pfund bei Wollworths einkauft. Mir kommen immer mehr Zweifel an den professionellen Standards dieser Frau. Hellseherin Mary Rose leuchtet mit der Taschenlampe meine Handfläche ab, als wollte sie mir einen Splitter ziehen. Anfangs sind ihre Bewegungen noch langsam, doch dann wird sie zunehmend hektischer, bis sie auf einmal abrupt innehält. Der schwache Lichtstrahl der Lampe verharrt – erstaunlich ruhig, wenn man bedenkt, wie stark ihre Hände zittern – über ei-

ner ganz bestimmten Stelle meiner Handfläche. Hellseherin Mary Rose senkt den Kopf, bis ihre Nase mich fast berührt.

Unangenehm! Ich spüre ihren warmen, muffigen Atem auf der Haut und will instinktiv meine Hand zurückziehen, was sie mit einem scharfen Klaps auf meine Finger ahndet. Danach halte ich still.

»Ooooh«, macht sie, als würde sie diese Scharade tatsächlich ernst nehmen. »Ich sehe 'ne ganze Menge Alkohol in Ihrer Zukunft, Liiiebchen.«

Das dient nicht gerade dazu, mein angeschlagenes Vertrauen in die hellseherischen Fähigkeiten dieser Frau zu stärken. Es ist fünfzehn Uhr an einem Wochentag, und wir haben beide gerade ein Glas Wodka pur getrunken. Die Behauptung, dass Alkohol in meinem Leben eine Rolle spielt, erscheint mir da relativ naheliegend.

»Und weiter?«, sage ich ungehalten.

Also fährt sie fort. »O ja, jetzt seh ich's ganz deutlich. Der Alkohol wird eine große Rolle spielen in Ihrer Zukunft, Mädchen. Lassen Sie sich das von mir gesagt sein.«

Da ich allmählich die Geduld verliere, beschließe ich, nicht länger zu warten, sondern ihr kurzerhand die alles entscheidende Frage zu stellen. »Sehen Sie auch ...«

Doch aus irgendeinem Grund schaffe ich es nicht. Ich bringe die Worte nicht über die Lippen. Obwohl ich nichts von dem glaube, was diese Frau mir bisher erzählt hat, erscheint mir die eine Frage, die mir wirklich unter den Nägeln brennt und auf die ich unbedingt eine Antwort brauche, zu gefährlich. Zu folgenreich. Schließlich geht es um die Wurzel meines zukünftigen Glücks. Davon hängt eine ganze Menge ab.

Ich versuche es noch einmal. Diesmal stoße ich die Worte in einem atemlosen Wispern hervor.

»Sehen Sie auch ...«

Mary Rose neigt sich mir entgegen und starrt mich an, als könne sie mir mit ihrem Blick die Worte aus dem Mund ziehen.

»Sehen Sie ...«

»Immer raus damit, Schätzchen ...«, ermuntert sie mich.

»Sehen Sie denn auch einen Mann?«, platze ich heraus. »Ich meine ... steht in meiner Handfläche zufällig auch geschrieben, dass ich bald jemanden kennenlerne?«, füge ich betont beiläufig hinzu und versuche mir nicht anmerken zu lassen, wie gern ich als Antwort auf diese Frage ein »Ja« hören möchte. »Also ... Irgendwann in der Zukunft schon, oder?«, stammle ich sinnlos weiter. »Ich treffe doch meine große Liebe, nicht wahr? Ich finde irgendwann den Richtigen, den Einen?«

Das ist sie. Die Frage, um die sich in letzter Zeit alles zu drehen scheint. Ich kneife ganz fest die Augen zusammen und warte auf die Antwort.

Das Schweigen will kein Ende nehmen. Nur diese beknackten Wale singen im Hintergrund, die einfach nicht die Klappe halten.

Und dann, endlich ...

»Nein«, sagt Mary Rose brüsk. »Tun Sie nich'.«

Was?!

»Tue ich nicht?«, wiederhole ich mit vor Entsetzen erstickter Stimme.

Das ist definitiv nicht die Antwort, mit der ich gerechnet habe. Klar, ich jammere andauernd, dass ich nie einen Mann finde, aber eher aus allgemeinem Selbstmitleid heraus à la »Ich armes Ding, wann habe ich endlich mal Glück?« Das macht jeder Single – aber keiner glaubt wirklich daran. Ich habe jedenfalls definitiv nicht daran geglaubt, dass ich dazu verdammt bin, bis in alle Ewigkeit allein zu bleiben. Das kann das Schicksal doch gar nicht wollen, oder? Das ist doch bestimmt nur eine Frage der Zeit?

»Na ja, jedenfalls nich' auf gewöhnlichem Weg.«

»Was?«, presse ich hervor.

»Ich seh nich', dass Sie auf gewöhnlichem Weg 'nen Mann kennenlernen. Davon is hier nichts zu lesen. Vielleicht trinken Sie noch 'n Schlückchen, während ich's Ihnen näher erläutere.«

Meine Augen werden so groß wie Untertassen. Automatisch strecke ich ihr mein Glas hin.

»Was genau soll das denn bedeuten? Sehen Sie jetzt was oder nicht?« Meine Stimme überschlägt sich fast. Hellscherin Mary Rose schenkt mir etwas ungenau mit einer Hand nach, während sie mit der anderen weiterhin meine Hand festhält. Irgendwie fühlt sich ihr Griff auf einmal anders an. Als müsse sie mir eine sehr schlechte Nachricht überbringen.

»Also, Liiebchen ...«

Jetzt spuck's doch einfach aus, du alte Hexe!

»Eines Tages ...«, beginnt sie. Du meine Güte, was soll denn diese künstliche Dramatik? Das hier ist keine Folge aus einer Daily Soap, sondern mein Leben! Meine Zukunft!

»Ja?«, fauche ich. Lange halte ich das nicht mehr aus.

»Nun ... eines Tages werden Sie den falschen Weg einschlagen.«

»Den falschen Weg einschlagen?«, wiederhole ich in heller Aufregung. »Was soll das heißen?«

»Wenn Sie mal für 'n Sekündchen die Klappe halten könnten, Liiebchen, dann würd ich's Ihnen ja erklären.«

Augenblicklich bin ich still.

»Dieser Weg, Schätzchen, der wird dunkel sein. Sehr dunkel wird er sein und sehr gefährlich.« Die Worte »dunkel« und »gefährlich« vibrieren unheilswanger in der Luft. »Sie werden Angst haben, Verzweiflung wird Sie überkommen, und Sie werden sich sehr, sehr einsam fühlen.«

»Ängstlich, verzweifelt, einsam«, wiederhole ich leise.

Sie nickt, zufrieden, dass ich die wesentlichen Punkte verstanden habe.

»Auf einem dunklen, gefährlichen Weg?«

»So isses, Schätzchen«, bekräftigt Mary Rose feierlich. »Und – Liiiebchen ...«

»Ja?«

»Sie werden in höchster Gefahr schweben.«

»In höchster Gefahr?«, hauche ich wie ein kleines Kind, dem man eine Gruselgeschichte erzählt. Denn zu einer solchen entwickelt sich meine Weissagung gerade.

»Richtig«, sagt die Hellseherin und erhebt unheilvoll die Stimme. »'ne große, finstere Gefahr wird auf Sie lauern. Und Sie werden keinen Ausweg wissen.«

»Keinen Ausweg?«

»Sie werden so verzweifelt nach Rettung suchen, dass Sie einfach die Hand ausstrecken.«

»Ach ja?«

»Ja, meine Süße, so isses. Sie suchen verzweifelt nach Rettung, und dann ...«

»Ja?«, sage ich flehentlich und beuge mich mit offenem Mund nach vorn. Mein Blick klebt förmlich an ihrem Gesicht.

»Und dann, Liiiebchen ...«

»Ja?«, flüstere ich abermals.

»Dann werden Sie errettet werden!«

»Jesus Christus sei Dank.« Erleichtert atme ich auf. Mir war gar nicht bewusst, dass ich die ganze Zeit die Luft angehalten habe.

»Interessant, dass Sie das sagen, denn genau der isses, der Sie retten wird«, teilt mir die Hellseherin mit.

»Ich verstehe nicht ganz.«

»Der Christ, Liiiebchen«, sagt sie und deutet energisch in Richtung Zimmerdecke.

»Ich verstehe immer noch nicht, was Sie sagen!«, fahre ich sie an. Meine Nerven liegen blank.

»DER CHRIST!«, brüllt sie aus voller Kehle. »Der gute Christ isses, der Ihren armen Arsch retten wird!«

Dann senkt sie die Stimme abrupt zu einem verschwörerischen Flüstern, beugt sich mir entgegen und blickt mir tief in die Augen. Ich spüre ihren Atem im Gesicht, und ich würde mich am liebsten übergeben.

»Der Christ wird Sie retten. Durch ihn werden Sie zum Glauben finden.«

Zufrieden mit ihrer geleisteten Arbeit, richtet sie sich wieder auf und langt in die Tasche ihres Kaftans.

»Wann denn?«, frage ich ganz kleinlaut und furchtsam, als würde ich mich erkundigen, wie lange ich noch zu leben habe.

»Wenn Sie dreißig sind«, antwortet sie und zündet sich eine bereits zur Hälfte aufgerauchte Zigarette an, die sie offenbar in der Kaftantasche gefunden hat.

Mir gefriert das Blut in den Adern.

»Aber ich werde schon in dreiunddreißig Tagen dreißig!«, sage ich wie in Trance und mit bebender Stimme. Das weiß ich deshalb so genau, weil ich mitzähle. Mein persönlicher Countdown zum Weltuntergang.

»Tja, der Christ wartet schon auf Sie, Liiiebchen.«

»Das ist alles? Mehr sehen Sie nicht?«, frage ich in stiller Verzweiflung.

»Nee. Nur das – und 'ne ganze Menge Alkohol!«

»Das sagten Sie bereits.«

»Ich wollt's nur noch mal betonen, Süße.«

Hellseherin Mary Rose schaut mich an, als erwarte sie von

mir, dass ich mich über diese Aschenputtel-Geschichte freue. Stattdessen sieht sie nur blankes Entsetzen in meinem Gesicht. Sexuelle Enthaltbarkeit, Alkoholismus und religiöse Einkehr – so sieht also meine Zukunft aus. Und das Einzige, was mir angesichts dieser schmerzhaften Enthüllungen einfällt, ist ...

»Kann ich bitte noch einen Wodka haben?«

Wie es scheint, bin ich schon jetzt auf dem besten Wege, ihre Prophezeiung zu erfüllen.

Als ich zur Tür hinausstürze, hängt die Wintersonne tief am Himmel. Nachdem ich die letzte halbe Stunde in einem düsteren Loch verbracht habe, blendet mich das helle Tageslicht. Schlotternd, verwirrt und völlig desorientiert, stehe ich auf der belebten Straße und suche Halt an der Wand des Gebäudes, aus dem ich soeben ins Freie gestolpert bin. Ich muss mich erst mal wieder an die Welt hier draußen gewöhnen – eine Welt, die auf einmal ganz anders aussieht. So müssen sich die Kids aus *Die Chroniken von Narnia* gefühlt haben, als sie nach bestandenen Abenteuern wieder aus dem Kleiderschrank kletterten und feststellten, dass zwar alles noch genauso war, wie sie es zurückgelassen hatten, aber trotzdem nichts mehr so sein würde wie zuvor. Meine Wirklichkeit ist eine andere geworden, und im Moment will ich nur noch eins: vor dieser neuen Wirklichkeit fliehen, und zwar so weit weg, wie es nur irgend geht.

Ich setze mich in Bewegung. Ein Ziel habe ich nicht, ich laufe einfach los. Tief ein- und ausatmend, gehe ich immer schneller und schneller in der Hoffnung, dass mein Kopf irgendwann nicht mehr Schritt halten kann. Dass die Gedanken an meinen Job, den ich gekündigt habe, an die beängstigenden und trostlosen Weissagungen der Hellseherin, an mein künftiges Schicksal, an meine Zukunft und an mich selbst den Anschluss verlieren und hinter

mir zurückbleiben. Ich setze alles daran, sie auszu-manövrieren, und mit der entsprechenden Kondition hätte ich es vielleicht sogar geschafft. In Wahrheit jedoch manövriere ich lediglich ein paar gemächlich dahinschlendernde Fußgänger sowie einen älteren Herrn im Elektrorollstuhl aus. Meine Gedanken hingegen bleiben mir beharrlich auf den Fersen. Sie verlieren nie den Sichtkontakt zu mir.

Irgendwann gebe ich es auf und komme niedergeschlagen am Fuß des Primrose Hill zum Stehen. Im winterlich feuchten Gras sinke ich zusammen und sauge gierig die kalte Luft ein. Ich konzentriere mich ganz auf meine Atmung. Das ist eine Übung, die meine Mum mir empfohlen hat, um »den Geist zur Ruhe kommen zu lassen«. Sie macht sie immer zu Anfang ihrer Kunstworkshops – damit sich die Teilnehmer »neutralisieren«. Tja, ich muss auch dringend neutralisiert werden. Wenn ich diesen hartnäckigen, verstörenden Gedanken schon nicht davonlaufen kann, dann gelingt es mir vielleicht, sie aus meinem Körper zu verbannen und durch Leere zu ersetzen. Genau. Ich werde sie einfach dem Nichts anheimgeben. Einen nach dem anderen. Verzweiflung ausatmen. Leere einatmen.

Und noch einmal.

Es dauert ein Weilchen, bis es funktioniert. Offen gestanden, dauert es ein sehr, sehr langes Weilchen. Ich habe eine ganze Menge Neutralisationsarbeit zu leisten. Doch nachdem ich oft genug ein- und ausgeatmet habe, geschieht ein kleines Wunder. In meinen Gedanken findet eine Veränderung statt. Eine sanfte Woge der Ruhe umspült mich. Es ist eine labile Ruhe, zaghaft und unsicher, wie weit sie es bringen wird, ehe die düsteren Gedanken, die sich momentan schlafend stellen, wieder aufwachen und sie vertreiben. Die Reste von Wahnsinn in mir sind wie der Tür-

hüter meines Bewusstseins, der allen freundlich gesinnten Besuchern konsequent den Zutritt verwehrt.

Jetzt nur keine falsche Bewegung machen!

Ich atme Leere ein – ich atme den Wahnsinn aus – Wiederholen.

Der Nebel in meinem Kopf löst sich auf, und etwas wie Klarheit stellt sich ein. Auf einmal höre ich eine laute, feste Stimme, die zu mir spricht.

»Verdammt noch mal, Delia, jetzt mach endlich!«

Ich kenne diese Stimme nicht. Sie muss sehr tief aus meinem Innern kommen. Sie klingt seltsam männlich und sehr aggressiv und überhaupt ganz anders, als ich mir meine innere Stimme vorgestellt habe. Und wer zum Geier ist Delia? Dann höre ich die Stimme erneut. Diesmal schallt sie durch den gesamten Park, und mir wird klar, dass es sich unmöglich um meine innere Stimme handeln kann. Vielmehr gehört sie zu einem großen, stämmigen Mann, der ein paar Meter entfernt auf dem Rasen steht. Er trägt eine Lederjacke, unter deren hochgeschobenen Ärmeln zahlreiche Tattoos zu sehen sind. Ich kann sogar die fünf Buchstaben lesen, die er sich auf seine Fingerknöchel hat tätowieren lassen. D.E.L.I.A. Die Buchstaben sind deshalb so deutlich lesbar, weil er die Hand zur Faust geballt hat. In der Faust hält er eine Kette, und am Ende dieser Kette befindet sich Delia – eine Bulldogge.

Delia zerrt widerspenstig an der Kette. Offenbar möchte sie das Rasenstück, auf dem sie sich momentan vergnügt, nur ungern verlassen. Der Mann jedoch hat andere Pläne. Er zieht heftiger an der Leine. Delia gräbt die Pfoten ins nasse Gras und stemmt sich dagegen, bis ihr feistes Gesicht nur noch aus Falten besteht und selbst ihre Augen davon verschluckt werden, sodass sie nichts mehr sehen kann: Ihre eigene Stirn versperrt ihr die Sicht. Ein letzter energischer Ruck an der Kette, und der Kampf ist entschieden.

den. Wenn Delia nicht stranguliert werden will, bleibt ihr keine andere Wahl, als sich dem Willen ihres Herrchens zu beugen. Sie gibt ein missmutiges Grunzen von sich, dann gibt sie den Widerstand auf und lässt sich davonschleifen.

Arme Delia, denke ich. Dem eigenen Schicksal so hilflos ausgeliefert zu sein. Sie wird in eine Richtung gezogen, in die sie nicht will, und doch kann sie nichts anderes tun, als sich zu fügen.

Verdammte Hacke ... ICH BIN DELIA!

Jetzt sehe ich es ganz klar. Ich sehe die Kette um meinen Hals, deren anderes Ende Larry Hill fest in seiner Faust hält. Nur dass Larry Hill nicht mehr wie Larry Hill aussieht, sondern wie Jesus Christus. Und auf seinen Fingerknöcheln ist nicht der Name D.E.L.I.A. tätowiert, sondern B.E.L.L.A. Larry und Jesus Christus zerren an meiner Leine. Es ist wie ein Tauziehen, beide wollen über mein Schicksal bestimmen. An dieser Stelle komme ich ein wenig ins Trudeln, weil mich die Doppelpersönlichkeit von Larry Hill/Jesus Christus durcheinanderbringt. Zieht Jesus Christus mich in Richtung der Zukunft, die mir die Hellscherin prophezeit hat? Oder hat Larry Hill mir vergeben und zieht mich zurück in Richtung Gegenwart, damit ich so weitermachen kann wie bisher?

»Aha!«, rufe ich laut, weil nun endlich alles einen Sinn ergibt. Ich befinde mich an einem Scheideweg. Es zieht mich in zwei verschiedene Richtungen: einerseits in eine Zukunft, in der ich nichts zu melden habe, andererseits in eine Gegenwart, mit der ich nichts mehr anfangen kann. Diese Erkenntnis ist so bahnbrechend, dass mir der Mund offen steht. Denn erst in diesem Augenblick wird mir überhaupt bewusst, dass ich meine Gegenwart nicht mehr will – jedenfalls nicht die, in der ich heute Morgen aufgewacht bin. Und eine Gegenwart, in der ich auf eine Zukunft mit Jesus hinsteuere, will ich auch nicht. Ist es am Ende diese Ge-

genwart, die mich daran hindert, die Zukunft nach meinen Wünschen zu gestalten?

Ich glaube, die viele Atmerei hat sich positiv auf meine emotionale Intelligenz ausgewirkt. Oder die Hellseherin hat mir heimlich Drogen verabreicht.

»Delia!« Einen Sekundenbruchteil lang denke ich, dass es schon wieder meine innere Stimme ist – aber dann sehe ich sie. Ich sehe mich selbst, wie ich den Primrose Hill hinaufrenne. Delia hat ihr Heil in der Flucht gesucht. Sie hat ihre Ketten gesprengt. Sie wählt ein anderes Schicksal. Sie macht ihre eigenen Regeln.

»Du schaffst es, Delia!«, rufe ich.

Das muss ein Zeichen sein. Auch ich muss mich befreien, muss meinem selbst gewählten Schicksal entgegenlaufen. Wenn Delia es kann, dann kann ich es schon lange. Ich werde weder versuchen, meinen Job zurückzubekommen, noch werde ich das Schicksal akzeptieren, das die Hellseherin für mich vorgezeichnet hat. Genau wie Delia werde ich in die entgegengesetzte Richtung rennen. Im Moment habe ich noch keine Ahnung, welche Richtung das sein könnte – alles, was ich weiß, ist, dass ich noch dreiunddreißig Tage Zeit habe. Dreiunddreißig Tage, ehe mein Geburtstag mein Schicksal ewigen Singledaseins besiegelt. Ich muss es tun. Ich muss losrennen, denn schon bevor die Hellseherin mir mein mögliches Schicksal vor Augen geführt hat, war mir eins sonnenklar: Meine Gegenwart ist mit Sicherheit nicht die Zukunft, die ich mir früher für mich ausgemalt habe. Der Hundehaufen, den ich im nächsten Moment direkt neben mir entdecke, scheint dasselbe zu suggerieren.

Auf dem Rückweg zur U-Bahn-Station Camden überschlagen sich meine Gedanken. Ich habe keine Ahnung, was ich jetzt tun soll. Ich brauche ein weiteres Zeichen. Einen allerletzten Fingerzeig

vom Universum, der mich in die richtige Richtung weist, denn allein bin ich aufgeschmissen. Ich will gerade den U-Bahnhof betreten, als mein Handy klingelt. Ich fische es aus den Tiefen meiner Tasche, sehe den Namen auf dem Display und weiß, dass ich rangehen muss, obwohl sich alles in mir dagegen sträubt.

»Hi, Dad«, flöte ich in gespielter Munterkeit, um die hässliche Realität meines Tages nicht durchklingen zu lassen.

»Bella, Gott sei Dank«, dringt seine vertraute Stimme, halb besorgt, halb erleichtert, durch die Leitung. »Geht es dir gut?«

»Ja, alles okay«, antworte ich zögerlich.

»Gott sei Dank«, sagt er noch einmal. Fast spüre ich, wie er aufatmet und sein gesamter Körper sich entspannt. »Ich habe mir solche Sorgen um dich gemacht, meine Kleine.«

Er weiß es!

Keine Ahnung, was oder woher, aber er weiß es. Ich weiß, dass er es weiß.

»Wieso denn das?«, frage ich unschuldig.

»Bella, möchtest du mir vielleicht was sagen?« Er klingt wie jemand, der mit Geiselnehmern verhandelt. Er will mich dazu bringen, meine Wahrheit unversehrt freizulassen.

»Nein«, sage ich und tue so, als würde ich mir den Kopf darüber zerbrechen, was er wohl meinen könnte. »Nicht, dass ich wüsste.«

Gott, ich bin wirklich gut. Wenn ich ihn nicht selbst erlebt hätte, könnte ich fast glauben, dass heute ein ganz normaler Tag war.

Die Laune meines Vaters schlägt um.

»Seltsam«, sagt er, auf einmal ungehalten. Er weiß genau, dass ich ihm etwas verheimliche.

»Ja?« Prompt werde ich unsicher und verliere den Mut.

»Ja, Bella Edwards. Ich hatte nämlich gerade eben ein Telefonat mit der Personalabteilung deiner Agentur.«

O nein – das ist gar nicht gut.

»Dort hielt man es für notwendig, deine nächsten Angehörigen – zum Leidwesen aller Beteiligten bin das immer noch ich – darüber in Kenntnis zu setzen, dass du heute offenbar einen Nervenzusammenbruch hattest.«

Gott, das ist wirklich übel.

»Niemand kann sich erklären, was ihn ausgelöst hat. »Bizarr und zutiefst beunruhigend« waren die Worte, die die Personalerin des Öfteren verwendet hat.«

Es ist noch schlimmer als übel. Es ist ein absoluter Albtraum!

»Sie wollten mich darüber informieren, dass du aus dem Gebäude geflohen bist und sie keine Ahnung haben, wo du dich zurzeit aufhältst. Sie machen sich große Sorgen um deine Sicherheit und möglicherweise auch um die Sicherheit anderer. Bella, Schätzchen, was um alles in der Welt ist los mit dir?«

Ich verfluche die Personalabteilung! Und ich verfluche den Umstand, dass ich eine erwachsene Frau bin und mein nächster Angehöriger immer noch mein Vater ist. Das muss sich dringend ändern. Ich werde auf sämtlichen Formularen meinen durchgeknallten Nachbarn mit der Schildkröte als Notfallkontakt eintragen. Den würde so eine Geschichte bestimmt nicht aus der Ruhe bringen.

»Bella?«, hakt mein Vater nach. Er lässt einfach nicht locker.

»Ich weiß nicht, was ich sagen soll, Dad.«

»Tja, das ist schade, Bella. Deine Personalabteilung hatte nämlich eine ganze Menge zu sagen.«

Bitte, mach, dass es aufhört.

»Sie meinten, du hättest deinen Chef verbal angegriffen.« Er

klings tief enttäuscht. »Du hast deinen Boss verbal angegriffen. Bella, stimmt das?«

Nein. Ich würde nicht sagen, dass das stimmt. Diese böartige Personalerin hat total übertrieben. Okay, ich habe meinen Boss beschimpft und dabei das F-Wort benutzt, aber das ist doch nicht dasselbe wie ein verbaler Angriff.

»Sprich mit mir, Bella. Ich dachte, du liebst deinen Job – du lebst für ihn. Sag mir, was um alles in der Welt da heute vorgefallen ist.«

Wie soll ich das tun, wenn ich doch selbst keine Ahnung habe?

»Bella, hast du deinem Boss wirklich gesagt, er soll sich ins Knie ficken?«

»Dad!«

Mein Dad schweigt und wartet auf eine Antwort. Er denkt, es kommt noch etwas. Da irrt er sich. Mehr als »Dad!« habe ich anscheinend nicht auf Lager. Weil er mich zwingen will, das Thema zu vertiefen, ich momentan dazu aber nicht in der Lage bin, sage ich das Einzige, was mir in den Kopf kommt und darüber hinaus zu hundert Prozent der Wahrheit entspricht.

»Ich muss jetzt los.«

»Wohin denn, Bella?« Ich wette, seiner Ansicht nach gibt es nur einen Ort, wo ich jetzt hinmuss, nämlich zu ihm nach Hause, damit wir einen familiären Krisengipfel abhalten können. Das will ich auf gar keinen Fall. Aber was ich will, das weiß ich nach wie vor nicht. Schweigend blicke ich in den Himmel und flehe das Universum an, mir doch endlich einen Wink zu geben.

Am anderen Ende der Leitung herrscht Schweigen, während ich versuche, mir eine Antwort zurechtzulegen. Irgendeine. Doch mir fällt keine ein.

Dad wartet geduldig ab.

Immer noch Stille, abgesehen vom Getümmel des Camden

Street Market um mich herum. Standbesitzer, die ihr Obst und Gemüse verkaufen, bilden einen tröstlichen Geräuschteppich, der mir das quälende Schweigen ein wenig erträglicher macht.

Und dann passiert es. Das Universum erhört mein Flehen. Es spricht zu mir, und ich vernehme seinen Ruf laut und deutlich.

»New York«, sage ich. »Ich fliege nach New York, Dad, deshalb muss ich jetzt wirklich los.«

Als ich wenig später den U-Bahnhof betrete, wird der Lärm des Marktes leiser. Das Letzte, was ich höre, ehe ich unter der Erde verschwinde, ist dieselbe Stimme wie kurz zuvor – die Stimme des Universums.

»Große Äpfel, wir haben herrlich große, saftige Äpfel für Sie, meine Damen und Herren!«

Große Äpfel – *The Big Apple*.

Wenn man nur verzweifelt genug nach einem Zeichen sucht, dann findet man vielleicht auch eins.

Zwei



»Guten Morgen, die Dame. Dürfte ich bitte Ihre Bordkarte sehen?«

Jetzt gibt es kein Zurück mehr.

Die gut gelaunte Flugbegleiterin nimmt mit einem freundlichen Lächeln den Stapel Unterlagen entgegen, den ich ihr reiche. Nachdem sie geduldig alles durchgesehen hat, findet sie meine

Bordkarte und deutet mit einer vagen Handbewegung in Richtung des Sitzes 34A, der in der Kabinenmitte auf der linken Seite liegt – direkt über der Tragfläche. Na, großartig.

Sie gibt mir meinen Papierstapel zurück.

»Ich wünsche Ihnen einen angenehmen Flug«, sagt sie vernünftig. Damit leitet sie das Ende unseres höflichen Austauschs ein und gibt mir zu verstehen, dass ich bitte schön weitergehen und mich zu meinem Platz begeben soll.

Ich bezweifle, dass ihr Wunsch in Erfüllung gehen wird. Ich hasse fliegen. Ganz ehrlich. Praktisch jeder Aspekt des Fliegens macht mir Angst und beschwört morbide Todesfantasien in mir herauf. Deshalb habe ich mir vor dem Boarding auch ein Sektfrühstück gegönnt, um meine Nerven zu stärken. Und weil mein Wille zur Ausschweifung keine Grenzen kennt, habe ich nach den drei Gläsern Sekt auch noch zwei Bloody Marys getankt – wobei ich ergänzen möchte, dass es sich bei dem Sekt nur um die Hausmarke handelte und ein Glas im Frühstück inbegriffen war, deshalb zählt es eigentlich nicht. Wieso versuche ich überhaupt, meinen morgendlichen Alkoholkonsum zu rechtfertigen? Er diene ausschließlich der Selbstmedikation gegen meine chronische Flugangst. Manche schlucken Valium, ich schlucke großzügige Mengen Wodka mit Tomatensaft. Und wenn schon. Außerdem war mir nach Feiern zumute. Ich stehe nämlich am Beginn eines großen Abenteuers! Glaube ich jedenfalls.

Wahrscheinlich ist das auch der Grund, weshalb es mich nicht im Geringsten juckt, dass ich ungewöhnlich lange brauche, um zu meinem Platz vorzudringen, weil ich erst einmal darauf warten muss, dass die anderen Passagiere ihre Siebensachen in den Gepäckfächern verstauen. Eine an sich simple Tätigkeit, die zunächst auch relativ gelassen in Angriff genommen wird, jedoch schnell in ungezügelter Aggression umschlagen kann. Gestandene

Männer, die sich vergeblich bemühen, die Habseligkeiten einer ganzen Familie im Fach von der Größe eines Schuhkartons unterzubringen. Erwachsene, die in ihrem wütenden Kampf mit dem Handgepäck zu rotgesichtigen Ninjas mutieren. Ich finde das drollig. Vielleicht ist das ein untrügliches Zeichen dafür, wie betrunken ich bin.

Während ich darauf warte, dass der Weg frei wird, lasse ich den Blick durch die Kabine schweifen und nehme meine Mitreisenden in Augenschein. Ich frage mich, woher sie wohl kommen und weshalb sie über den Großen Teich fliegen. Ob es hier noch jemanden gibt wie mich, der auf dem Weg nach New York ist, weil ihm von einer Hellseherin eine unerwartete Zukunft geweissagt wurde und er gehört hat, wie ein Obsthändler seine dicken Äpfel anpreist?

Wohl eher nicht.

Der Stau vor mir löst sich auf, und ich erreiche endlich meinen Sitzplatz. Wie befürchtet, befindet er sich genau über der Tragfläche und dem riesigen Triebwerk, auf dessen Brummen ich nun während des gesamten Flugs ängstlich lauschen werde. Ich schiebe die Sonnenblende herunter und versuche es mir bequem zu machen, doch vergeblich. Meine gute Laune ist verpufft und hat nervöser Unruhe Platz gemacht. So langsam dämmert mir, dass ich für die nächsten acht Stunden und zwanzig Minuten in diesem Flieger, auf diesem Platz festsitzen werde. Meine Handflächen werden schweißfeucht, in meinem Magen beginnt es zu grummeln, und ich bekomme kaum noch Luft. Meine Kehle ist so eng, dass ich Angst habe, sie könnte jeden Moment komplett dichtmachen. Je länger ich darüber nachdenke, desto schlimmer wird es natürlich, bis ich irgendwann das Gefühl habe zu ersticken. Ein selbst herbeigeführter Erstickungstod droht plötzlich.

Gott, ich hasse fliegen.

Ich beschließe, mich praktischen Dingen zu widmen. Der Sitz neben mir ist noch frei, diesen Umstand nutze ich, um mich häuslich einzurichten. Ich krame in meiner Tasche und fördere verschiedene Utensilien zutage: eine große Flasche Wasser, eine Schlafmaske, Ohropax, eine Zeitschrift, Kopfhörer sowie diverse Snacks, die ich vor mir in die Sitztasche stopfe, bis diese fast aus allen Nähten platzt.

Ich finde auch meine Flugstrümpfe und ziehe sie mir etwas ungeschickt über. Zum Glück lenken mich diese Tätigkeiten kurzzeitig von meiner Panik ab und verhindern, dass meine Luftröhre endgültig den Betrieb einstellt. Sobald sämtliche Arbeiten erledigt sind, zücke ich mein Handy, um es in den Flugmodus zu schalten. Gegen einen unvorhergesehenen Triebwerksbrand bin ich vielleicht machtlos, aber dass mein Mobilfunksignal die Instrumente der Maschine stört und sie zum Absturz bringt, werde ich zu verhindern wissen. Ich stelle fest, dass ich drei ungelesene Nachrichten habe. Zwei sind von meiner Mum:

Bella, Schatz, ich habe eben mit deinem Vater gesprochen, wir machen uns große Sorgen um dich. Sobald du gelandet bist, möchten wir eine Familienkonferenz abhalten. Ich maile dir später noch die Kontaktdaten. Hab dich lieb. Mom x.

PS: Ich hoffe, das hat nichts mit unserer Ankündigung zu tun, Schätzchen. Wir haben wirklich nicht damit gerechnet, dass sie für dich überraschend kommt. Hab dich lieb. Mom x.

Ich beschließe, meine Mutter vorerst zu ignorieren, und wende

mich stattdessen Nachricht Nummer drei zu. Die ist von Malcolm. Malcolm ist mein neuer Untermieter. Er schreibt lediglich:

Danke noch mal, Bella. Viel Spaß in den Staaten. M.

Ich habe – abgesehen von Ruhe, Erholung und Spaß mit einer alten New Yorker Freundin, die zufälligerweise auch meine beste Ratgeberin in Männerfragen ist – zwar noch keine konkreten Vorstellungen in Bezug auf meinen USA-Aufenthalt, aber in London bleiben wollte ich auf keinen Fall. Und da ich, wie sich vor Kurzem herausstellte, Ende des Monats ohnehin nach Kalifornien muss, habe ich beschlossen, die Gelegenheit beim Schopf zu packen und die Zeit bis dahin in New York zu verbringen. Ich werde mir eine kleine Auszeit gönnen und in aller Ruhe darüber nachdenken, was ich mit meinem Leben anfangen will. Das ist doch ein exzellenter Plan, selbst wenn er nicht bis ins letzte Detail ausgearbeitet ist.

Deshalb habe ich es auch gewagt, meine Wohnung für die Zeit meiner Abwesenheit unterzuvermieten. Ich habe die Fühler in meinem weitverzweigten sozialen Netzwerk ausgestreckt und auf diese Weise zwei potenzielle Kandidaten gefunden. Einer davon war Malcolm. Malcolm ist ein entfernter Bekannter eines entfernten Bekannten – eines Typen, dem ich mal vor ein paar Jahren in einer Kneipe begegnet bin und danach auf Facebook eine Freundschaftsanfrage gesendet habe, nur um ihn wenig später wieder zu vergessen. Er hat auf meine Suchanzeige geantwortet und für mich den Kontakt zu Malcolm hergestellt.

Dieses sehr, sehr dünne Band der Freundschaft war alles, was ich über Malcolm wusste. Unter normalen Umständen hätte mir das natürlich nicht ausgereicht, um ihm meine Wohnung zu überlassen, doch in Anbetracht der wenig vertrauenerweckenden In-

formationen, die mir über die zweite Kandidatin vorlagen, war Malcolm mein klarer Favorit.

Bei Kandidatin Nummer zwei handelte es sich nämlich um eine junge Frau aus unserer Personalabteilung, die für ihre Schamlosigkeit bekannt war und immer nur Ärger machte – wahrscheinlich war es dieselbe, die meinen Vater angerufen hat.

Es erübrigt sich zu sagen, dass Malcolm den Zuschlag bekam.

Ich hatte ihn kurz eingeladen, damit er sich die Wohnung anschauen konnte, und natürlich, um mir ein Bild von ihm zu machen. Als er kam, hatte er sehr viele Plastiktüten dabei. Zuerst dachte ich, er hätte gerade seinen Wocheneinkauf erledigt und wäre auf dem Nachhauseweg, doch dann stellte sich heraus, dass er gar kein Zuhause mehr hatte. Malcolm war im Wesentlichen obdachlos, und die Plastiktüten enthielten keine Einkäufe, sondern die Gesamtheit seiner irdischen Besitztümer. Er erzählte mir, dass er gerade zwischen zwei provisorischen Behausungen hin- und herpendelte: Mal schlief er im Wohnwagen eines Freundes, der irgendwo in Wandsworth in einer Seitenstraße geparkt war, dann wieder in der Kantine seiner Firma, die zugleich als Pausenraum für die Mitarbeiter diente. In dieser misslichen Lage befand er sich, weil seine Frau ihn eine Woche zuvor mit einer Kollegin im Bett erwischt und hochkant aus der gemeinsamen Wohnung geworfen hatte.

Malcolm war ganz unten. Da dies ein Zustand ist, den ich seit Neuestem gut nachempfinden kann – und vor allem weil er auf keinen Fall noch eine Nacht im Wohnwagen verbringen wollte und mir deshalb anbot, das Doppelte der von mir verlangten Miete zu zahlen –, fackelte ich nicht lange, sondern sagte ihm zu. Allerdings schärfte ich ihm ein, dass ich bei meiner Rückkehr keine verlotterte Liebeshöhle vorfinden wolle und seine Affäre in meinen vier Wänden nicht willkommen sei. Aus meiner Wohnung

eine verlotterte Liebeshöhle zu machen ist nämlich ganz allein meine Aufgabe, auch wenn ich darin bisher kläglich versagt habe. Malcolm akzeptierte diese Bedingung widerwillig, und da er bereits seine Sachen dabei hatte, zog er auf der Stelle ein.

»Gern geschehen, M«, schreibe ich rasch zurück. »Bitte vergiss nicht, dich um die Schilddrüse des Nachbarn zu kümmern.« Dann stelle ich mein Handy in den Flugmodus, ehe ich es wieder in meiner Tasche verschwinden lasse.

SCHILDKRÖTE!

Scheiße, ich wollte doch schreiben, er soll sich um die SCHILDKRÖTE kümmern!

Gott, wie ich das Fliegen hasse.

Ich will mein Telefon gerade wieder einschalten, um meinen Fehler zu korrigieren, als ich sehe, dass die Flugbegleiter bereits ihre Kontrollrunde machen. Keine Zeit mehr. Ich greife nach dem Sicherheitsgurt, um mich anzuschnallen, muss jedoch erschrocken feststellen, dass er kaputt ist. Er lässt sich nicht schließen. Das hat mir gerade noch gefehlt. Was, wenn die Maschine in ein Luftloch gerät? Dann werde ich als die einzige Person an Bord mit einem defekten »Sicherheits«gurt wie eine hilflose Stoffpuppe gegen die Kabinendecke geschleudert, breche mir an den Belüftungsdüsen das Genick und sterbe. Nicht gerade ein gelungener Start in mein großes Abenteuer. Wann kommen die denn endlich mit den Snacks und Getränken vorbei? Ich brauche dringend meine Medizin.

In heller Panik blicke ich um mich und will gerade einen Flugbegleiter herbeirufen, damit er mir mit meinem Gurt behilflich ist, als unverhofft etwas Wunderbares geschieht. Ein großer, sagenhaft attraktiver Mann steuert auf meine Sitzreihe zu. Handelt es sich etwa um Passagier 34B? Ist das möglich? Kann das Leben es wirklich so gut mit mir meinen? Mein Herzschlag setzt kurz

aus, als der Mann ganz in der Nähe stehen bleibt. Ängstlich schaue ich zwischen dem freien Sitzplatz neben mir und dem Schritt des Mannes hin und her – Letzteres selbstverständlich nur, weil sich besagter Schritt genau auf Höhe meiner Augen befindet.

Dann geht der Mann weiter und macht all meine Hoffnung zunichte.

Mist.

War ja klar. Wann hat man im echten Leben schon mal das Glück, auf einem acht Stunden und zwanzig Minuten dauernden Flug neben dem schönsten Kerl im gesamten Flieger, womöglich sogar im gesamten internationalen Luftraum zu sitzen? Richtig: nie. Mit neu erwachtem Zorn zerre ich an meinem Gurt. Kann mein Leben nicht hin und wieder wenigstens ein bisschen so sein wie im Film?

»Hallo«, erklingt plötzlich eine tiefe Reibeisenstimme irgendwo über meinem Kopf. Es ist, als würde Gott zu mir sprechen.

Jesus, Maria und Josef – der sagenhaft attraktive Mann. Er ist zurückgekehrt!

Was soll ich jetzt tun? Er muss an seinem Platz vorbeigelaufen sein. Das wirft kein gutes Licht auf seine Intelligenz, schließlich sind die Sitzreihen fortlaufend nummeriert. Aber weil er so schön ist, bin ich bereit, Gnade vor Recht ergehen zu lassen, und gebe mich der wundervollen Fantasie hin, tatsächlich die nächsten acht Stunden und zwanzig Minuten neben diesem göttlichen Geschöpf verbringen zu dürfen.

Der extrem gut aussehende Mann, den ich auf Ende dreißig schätze, lächelt auf mich herunter und entblößt dabei seine geraden, strahlend weißen Zähne. Sie werden umrahmt von den tollsten Lippen, die ich je gesehen habe und die ich auf der Stelle küssen möchte. *Um Gottes willen, beruhig dich, Bella!* Ein perfekter

dunkler Dreitagebart akzentuiert die Kontur seines markanten, in seiner Vollkommenheit wie gemeißelten Kiefers. Seine Haare sind ebenfalls dunkel und ein wenig zerstrubbelt, als wäre er gerade aufgestanden. Wenn man sie sieht, möchte man sofort mit den Händen hineingreifen. Doch es gelingt mir, dem Drang zu widerstehen. Seine Augen sind von einem dunklen Grünbraun und mit dichten schwarzen Wimpern umkränzt, als hätte jemand mit einem Filzstift eine Linie darum gemalt. Er sieht aus wie ein urbaner Holzfäller – falls es so etwas überhaupt gibt. Er trägt ein Karohemd mit hochgekrempelten Ärmeln, darunter ein weißes T-Shirt und eine Jeans mit dunkelbraunem Gürtel. Das sieht lässig und unfassbar sexy aus.

Ich möchte lächeln und ihm Hallo sagen, doch stattdessen glotze ich ihn nur dämlich an. Als er sich streckt, um seine Tasche ins Gepäckfach zu hieven, rutscht ihm das T-Shirt aus der Hose, und darunter kommt ein exquisiter Bauch zum Vorschein. Ein einladender kleiner Streifen dunkler Haare führt nach unten bis zum Reißverschluss seiner Hose und verschwindet dort unter dem Bund.

Ach du heilige Scheiße!

Ich kriege den Mund gar nicht mehr zu.

Ich will den Blick von ihm abwenden, aber meine Augen haben sich an ihm festgesaugt. Ich glaube, mir läuft sogar ein bisschen Sabber aus dem Mundwinkel. Gleich darauf lässt sich der wunderschöne Holzfäller neben mir nieder. Mein Gott, es geschieht wirklich – er sitzt neben mir. Ich versuche mich am Riemen zu reißen, doch irgendwie ist es dafür längst zu spät. Er sinkt gegen die Rückenlehne und fährt sich mit beiden Händen durchs Haar, während er gleichzeitig einen kleinen Seufzer ausstößt, den mein Gehirn augenblicklich mit Sex assoziiert, der aber vermutlich eher etwas mit seiner Erleichterung zu tun hat, weil er bei-

nahe seinen Flieger verpasst hätte. Er lächelt mich an, wie um zu sagen: Puh, das war knapp. Dann streckt er mir beiläufig die Hand zum Gruß hin.

»Ich bin Michael John«, sagt er. Sein muskulöser, sonnengebräunter Unterarm schwebt zwischen uns in der Luft. Er wartet darauf, dass ich seine Hand schüttle. Er spricht mit amerikanischem Akzent – was Sinn macht, denn kein Engländer würde auf die Idee kommen, sich im Flugzeug seinem Sitznachbarn vorzustellen. Mit so etwas handelt man sich nur Ärger ein. Statt seine erwartungsvoll ausgestreckte Hand zu ergreifen, sitze ich einfach nur da. Ich bin mit Stummheit geschlagen. Mit Stummheit und Bewegungslosigkeit!

Eine unangenehm lange Zeit verstreicht, ehe ich die Sprache wiederfinde.

»Hallo, ich bin ... ah ... Bell«, stammle ich, ehe mir bewusst wird, dass ich das Kunststück fertiggebracht habe, die Silben meines eigenen Namens zu vertauschen.

»-a«, ergänze ich lahm. »Ich meine, ich bin nicht A-bell, so wie Kain und Abel. Sondern Bell-a.«

Er sieht mich neugierig an.

»Ich war nur kurz verwirrt, wo das a hinkommt. Kann ja mal passieren.«

Sicher, wenn man eine fünfjährige Legasthenikerin ist. Gott, mein Selbsthass in diesem Moment ist beinahe so groß wie mein Hass aufs Fliegen und auf meinen Namen. Im Stillen bete ich für das eben noch gefürchtete Luftloch, damit ich mir wirklich den Hals breche und von meinem Elend erlöst werde. In Anbetracht der Tatsache, dass wir noch nicht einmal abgehoben haben, sind die Erfolgsaussichten allerdings eher schlecht.

»Ich fange noch mal von vorne an. Ich bin Bella«, sage ich und

schüttle ihm die Hand. Im Vergleich zu seinem amerikanischen Akzent klinge ich zutiefst britisch.

»Hübscher Name.«

Wirklich? Herrje, was antworte ich denn jetzt darauf? Ich muss mich zwingen, nicht wie ein Schulmädchen zu grinsen.

»Danke«, erwidere ich sittsam.

Wir tauschen ein Lächeln. Seins ist freundlich und so strahlend, dass ich fast davon geblendet werde; meins ist unbeholfen und verlegen.

»Sie haben aber einen ziemlich kräftigen Händedruck, A-Bell.«

Ach du Scheiße, ich halte immer noch seine Hand fest!

»Danke«, sage ich, genauso sittsam wie eben.

Keine Ahnung, warum ich das als eine passende Reaktion erachte. Meine Wangen glühen, wahrscheinlich sind sie feuerrot. Aus einem spontanen Impuls heraus beschließe ich, die Aufmerksamkeit von mir und meinem peinlichen Benehmen auf Michael John zu lenken, indem ich ihm eine Frage stelle.

»So, Michael John.« Meine Stimme klingt wie die einer übermotivierten Gruppenleiterin bei den Pfadfinderinnen. »Was führt Sie nach New York?«

»Na ja, also, ich ...« Er zögert, als versuche er sich eine Antwort zu überlegen, die dem Enthusiasmus meiner Frage gerecht wird. »Ich wohne dort.«

Das nenne ich mal einen Antiklimax.

»Cool«, sage ich, weil mir nichts Besseres einfällt. Damit scheint unser Gespräch vorerst beendet zu sein. Sagen wir es mal so: Ich habe mich schon angereger unterhalten.

»MJ.«

»Wie bitte?«

»Sie können mich ruhig MJ nennen.« Offenbar sieht er mir an,

dass ich keinen Schimmer habe, wovon er redet, denn er führt aus: »Statt Michael John können Sie auch MJ zu mir sagen – ist ein bisschen einfacher.«

Dies ist ein sehr gutes Omen, welches ich folgendermaßen interpretiere: Erstens hat Michael John alias MJ vor, sich während des Flugs noch eingehender mit mir zu unterhalten, sonst würde er wohl kaum finden, dass wir Abkürzungen für unsere Namen brauchen. Zweitens ist ein erwachsener Mann, der sich freiwillig MJ nennt, deutlich weniger furchteinflößend, als er mir noch vor drei Minuten erschien.

A-Bell ist wieder im Spiel!

»Okay, dann also MJ«, sage ich voller Selbstvertrauen. Schließlich habe ich wenigstens einen Namen, der »hübsch« ist.

Auf diesen kurzen Austausch von Höflichkeiten folgen zwei wunderschöne Minuten – womöglich die besten Minuten meines Lebens –, in denen wir gemeinsam nach der anderen Hälfte von MJs Sicherheitsgurt suchen. Dabei entspinnt sich eine nicht ganz ernst gemeinte Diskussion über die Frage, ob die fehlende Gurthälfte nun eigentlich seine oder meine ist. Im Zuge dessen klärt sich auch, weshalb ich beim Schließen meines Gurts vorhin so große Probleme hatte. Nachdem das Rätsel gelöst ist, sonnen wir uns eine Zeit lang in unserem gemeinsamen Erfolg, und ehe wir es uns versehen, sind MJ und ich auf dem besten Weg, Freunde zu werden. Möglicherweise sogar Seelenverwandte.

Nachdem die anfängliche Aufregung um unsere Namen und die Sicherheitsgurte abgeflaut ist, verfallen wir in ein entspanntes Schweigen. Ich habe gerade das Gefühl, dass mein Vertrauen ins Fliegen wiederhergestellt ist, da passiert etwas Schreckliches. Der Kapitän macht eine Durchsage. Es komme aufgrund eines nicht näher identifizierten technischen Defekts zu Verzögerungen. Ein nicht näher identifizierter Defekt ist der schlimmste aller Defekte,

da ein Defekt, der nicht einmal identifiziert wurde, logischerweise auch nicht behoben werden kann. Ein unruhiges Murmeln erhebt sich in der Kabine, doch im Großen und Ganzen scheinen alle unbesorgt. Einzige Ausnahme ist die Passagierin von Sitz Nummer 34A, die sich am Rand einer Panikattacke bewegt.

»Alles in Ordnung, Bella?«, erkundigt MJ sich freundlich.

»Ich ... es ... ich ... hasse ... fliegen«, presse ich erstickt hervor, weil mir die Angst schon wieder die Kehle zuschnürt. MJ lacht auf eine nette, aber zugleich etwas herablassende Art, ehe er mir erklärt, dass Flugzeuge das sicherste Verkehrsmittel der Welt seien und die Wahrscheinlichkeit, beim Überqueren einer Straße von einem Auto erfasst zu werden, ungleich höher sei als die, bei einem Flugzeugabsturz ums Leben zu kommen. Das ist die klassische Antwort, die man einem unter Flugangst leidenden Mitreisenden zur Beruhigung verabreicht. Leider zeigt sie bei mir nur selten Wirkung. Ich versuche zwar den Eindruck zu erwecken, als empfände ich seine Worte als tröstend, aber die Realität sieht anders aus. Die Angst hat mich fest im Griff.

»Bella, sind Sie sicher, dass es Ihnen gut geht? Sie sehen etwas ...« Er zögert kurz, ehe er vorsichtig hinzufügt: »... erhitzt aus.«

Das ist sehr höflich von ihm. Ich sehe nicht bloß »etwas erhitzt« aus. Ich schwitze wie ein Schwein.

»Bisschen stickig hier drin, was?«, sage ich, um Beiläufigkeit bemüht, während ich mir gleichzeitig die schweißnasse Strickjacke vom Leib schäle und hastig die obersten Knöpfe meiner Bluse öffne. Auch ich habe höflich untertrieben. Bisschen stickig, von wegen! Es ist heiß wie in den Tropen. Ich wende mich dem Fenster zu und schiebe die Sonnenblende hoch, aber das hat lediglich zur Folge, dass ich wieder das Triebwerk sehe. Außerdem wird mir brutal vor Augen geführt, dass es sich gar nicht um ein ech-

tes Fenster handelt, sondern um eine dicke Scheibe aus Plexiglas, die sich nicht öffnen lässt. Ich sitze in der Falle. Wir alle sitzen in der Falle. Meine Luftröhre hat sich mittlerweile bis auf den Durchmesser eines Strohhalms zusammengezogen, und ich ringe verzweifelt nach Atem. Irgendwie bekomme ich nicht genug Sauerstoff. Nicht einmal der Gedanke, neben diesem wunderschönen Mann zu sitzen, kann meinen Stresspegel senken, der mit beinahe unkontrollierbarer Geschwindigkeit in die Höhe schnellt.

MJ reagiert prompt. Er greift nach oben und stellt die beiden Belüftungsdüsen über unseren Köpfen so ein, dass sie in meine Richtung blasen. Eine ritterliche, wenngleich ultimativ nutzlose Geste. Dann holt er eine Kotztüte aus der Sitztasche und weist mich an, sie mir vor den Mund zu halten und langsam und tief hineinzuatmen. Behutsam beugt er meinen Oberkörper ein Stück nach vorn, was meine Lungen zusammendrückt – ein etwas kontraintuitives Vorgehen, wie mir scheint. Dann beginnt er in sanften Kreisbewegungen meinen schweißnassen Rücken zu streicheln. Ich erhebe keine Einwände.

»Ganz ruhig. Immer schön ein und aus. So ist es gut«, redet er beruhigend auf mich ein, als wäre ich eine Kuh, die kalbt.

Es ist, als würden wir uns schon ein Leben lang kennen, nicht erst seit fünf Minuten.

Sobald ich das Gefühl habe, dass die unmittelbare Gefahr gebannt ist, lasse ich die Kotztüte kurz sinken. »Unterhalten wir uns«, bitte ich ihn.

»Okay ...«, erwidert er unsicher. »Worüber sollen wir uns denn unterhalten?«

»Egal. Bitte«, flehe ich, während ich zwischendurch weiter in die Kotztüte atme. »Erzählen Sie mir was von sich. Irgendwas Interessantes. Ganz egal, was, ich brauche bloß Ablenkung.«

»Tja, also ... meine Schwester ist cracksüchtig.«

»Was?« Ich lasse die Tüte sinken, richte mich wieder in meinem Sitz auf und starre ihn entgeistert an. Wie kommt er denn jetzt auf so etwas?

»Ja. Sie nimmt richtig harte Sachen. Sie ist total am Ende.« Er schweigt und hängt eine Zeit lang seinen Gedanken nach, die sich vermutlich um seine arme Schwester und deren unaufhaltsamen Abstieg in die Drogenhölle drehen.

»Na ja«, meint er dann abrupt. »Keine Ahnung, ob das interessant ist oder einfach nur schrecklich. Auf die Schnelle ist mir nichts anderes eingefallen.«

Ich fühle mich ganz unbehaglich. So hatte ich mir das irgendwie nicht vorgestellt. MJ schämt sich offenbar dafür, mir zu viel verraten zu haben, und da kann ich ihm nur recht geben. Ich dachte, er erzählt mir vielleicht, dass er zwölf Zehen hat oder früher mit Bon Jovis Cousin in eine Klasse gegangen ist. Ich konnte ja nicht ahnen, dass er mir seine dunkelsten Familiengeheimnisse anvertraut. Das scheint mir ein zutiefst amerikanisches Verhalten zu sein.

»Deswegen war ich auch in London. Ich wollte sie überreden, nach Hause zurückzukommen.«

O nein, es geht weiter.

»Das ist ja schrecklich, MJ.«

»Ja, oder?« Wir beide schütteln angesichts dieser tragischen Geschichte betroffen die Köpfe.

»Ursprünglich ist sie nach London gegangen, um dort ein Jahr zu studieren. Du weißt ja, wie das ist – man gerät an die falschen Freunde, und auf einmal ist man drogenabhängig.«

Offen gestanden, bin ich mir nicht sicher, ob ich weiß, wie das ist. Für mich wären »falsche Freunde« solche, die mich dazu überreden, an einem Dienstagabend tanzen zu gehen und am Mittwochmorgen die Vorlesung zu schwänzen – nicht solche, die mich

in die Drogensucht treiben. Das kommt mir etwas zu extrem vor. MJs Schwester muss ein leicht zu beeinflussender Mensch sein.

»Das tut mir sehr leid«, entschuldige ich mich stellvertretend für meine Heimatstadt. Ich fühle mich persönlich für den Absturz dieses jungen Mädchens mitverantwortlich. »Du hattest wohl keinen Erfolg, was?«, fahre ich leise fort, um ihn von seinen traurigen Gedanken abzulenken, in die er versunken zu sein scheint.

»Ihr ist nicht mehr zu helfen«, sagt er unverblümt. »Ich habe sie ihrem Schicksal überlassen.«

»Oh!«, entfährt es mir vor Schreck. Das ist aber nicht besonders brüderlich. Er hat die letzten fünf Minuten lang aus purer Herzengüte den verschwitzten Rücken einer Fremden gestreichelt, da kommt mir so ein Verhalten ungewohnt hartherzig vor.

»Meine Damen und Herren, hier spricht Ihr Kapitän. Leider wissen wir immer noch nicht, worin unser technisches Problem besteht, aber wir riskieren es einfach. Was soll schon passieren? Kabinenbesatzung, bitte zum Start bereit machen.«

Vielleicht ist das nicht der exakte Wortlaut dessen, was der Kapitän sagt, aber die Kernaussage stimmt. Sofort meldet sich meine Panik zurück, die MJ bis zu diesem Moment gekonnt in Schach gehalten hat. Ich hebe die Kotztüte an den Mund. Abermals bricht mir der Schweiß aus. Während wir zur Startbahn rollen, ist mein gesamter Körper angespannt, als würde ich von den Beschleunigungskräften in den Sitz gedrückt. Ich umklammere die Armlehnen derart fest, dass meine Knöchel weiß hervortreten. Was auch MJ nicht entgeht.

»Ich habe erfahren, dass sie nicht nur Crack raucht, sondern auch noch auf den Strich geht.«

Gütiger Himmel. »Ernsthaft?« Das ist die abartigste Geschichte, die ich jemals gehört habe.

»Dabei war sie früher so ein gutes Mädchen.«

Er fährt mit seiner bedrückenden, aber zugleich unglaublich packenden Geschichte fort. Ich bin so gefesselt, dass ich glatt den Start verpasse, und ehe ich weiß, wie mir geschieht, sind wir bis auf fünftausend Meter gestiegen. Dass wir in der Luft sind, merke ich erst, als wir in Turbulenzen geraten. Diese sind so stark, dass ich das Gefühl habe, als hätte eine riesige Hand unsere Maschine aus der Luft gepflückt und würde sie wie eine Rassel hin und her schütteln. Allerdings scheine ich die einzige Person zu sein, die ein Problem damit hat. Und es kommt noch schlimmer. Als Nächstes durchfliegen wir ein Luftloch, sodass sich das Flugzeug einen Moment lang im freien Fall befindet. Das Herz schlägt mir bis zum Hals. Schlagzeilen über Flugzeugunglücke schießen mir durch den Kopf. Ich stoße einen sehr langen, sehr lauten und sehr spitzen Schrei aus. Meine Finger krallen sich in das Klapp-tischchen vor mir. Inwiefern es mir bei der Bewältigung dieser Situation helfen soll, ist unklar. Will ich es etwa als Mini-Fallschirm verwenden, wenn ich in den Tod stürze? Doch im nächsten Moment kommt eine große Hand aus dem Nichts und legt sich auf meine. Die Hand gehört MJ. Sanft, aber bestimmt löst er meine Finger von der Tischkante, umschließt sie mit seinen und legt unsere ineinander verschränkten Hände in seinen Schoß. Ich drehe mich zu ihm herum und blicke in seine ruhigen Augen. Er zwinkert mir zu. »Nur ein paar kleine Turbulenzen, Bells«, sagt er aufmunternd. »Das wird schon wieder.«

Dann drückt er ganz leicht meine Hand.

Er steht auf mich! Eindeutig!

Als wir zehntausend Meter erreicht haben, bin ich endlich ruhig.

Bei elftausend Metern stelle ich mir vor, dass MJ mein frisch angetrauter Ehemann ist und wir uns gerade auf dem Weg in die Flitterwochen befinden.

Aber bei dreizehntausend Metern – mittlerweile sind eine Stunde und zehn Minuten vergangen – ist uns die ganze Sache ziemlich peinlich. Wir halten nämlich immer noch Händchen.

Eine vertrackte Situation. Keiner von uns beiden weiß, was wir jetzt machen sollen. Die Verlegenheit hat uns in eine Art Schockstarre versetzt. Wir sitzen da und starren auf unsere Klapp-tischen. Bereits bei zehntausendfünfhundert Metern ist unsere Unterhaltung ins Stocken geraten, und jetzt fragen wir uns beide, wie es so weit kommen konnte. Ob wir jemals unsere Hände wieder kriegen werden. Ich gebe MJ die Schuld daran. Er hat angefangen. Sobald die Gefahr eines Absturzes gebannt war, hätte er meine Hand loslassen müssen. Das wäre der passende Moment gewesen. Er hätte mir freundlich den Handrücken tätscheln, »Jetzt ist alles wieder gut« sagen und mir meine Hand zurückgeben sollen. Inzwischen ist die Lage so verfahren, dass es keinen einfachen Ausweg mehr gibt. Natürlich könnte ich meine Hand wegziehen, aber ich möchte nicht undankbar erscheinen. MJ war so unglaublich nett zu mir. Und warum er mich nicht loslässt, ist sonnenklar: weil er bis über beide Ohren in mich verknallt ist. Oder vielleicht fürchtet er auch um sein Leben, weil ihm klar geworden ist, dass er aus reiner Mitmenschlichkeit einer Wahnsinnigen geholfen hat, die seine Hand nun als ihren Besitz betrachtet und nicht mehr hergeben will. Also sitzen wir da – Opfer einer fürsorglich gemeinten Geste, die vollkommen außer Kontrolle geraten ist.

»Nüsse?«, fragt Colin, unser schwuler Flugbegleiter. Gott sei Dank. Das ist die Gelegenheit! Hastig lassen MJ und ich einander los, um uns stattdessen an Colins Nüssen zu vergreifen.

Kurz vor dem Landeanflug auf New York ist längst Normalität eingetreten. Händchenhalten, In-die-Kotztüte-Atmen und crack-

süchtige Schwestern sind vergessen. Wir haben uns die ganze Zeit blendend unterhalten und sind nicht mal dazu gekommen, das In-Board-Entertainment einzuschalten. MJ ist nicht nur unglaublich nett, sondern auch humorvoll, charmant und intelligent. Als wir New York City erreichen, bin ich relativ sicher, in ihm den idealen Partner fürs Leben gefunden zu haben. Außerdem bin ich zu der Ansicht gelangt, dass die Hellseherin mit ihren abstrusen Vorhersagen in Bezug auf mein fortdauerndes Singledasein komplett danebenlag. Höchstwahrscheinlich ist sie eine Betrügerin.

Der Kapitän meldet sich aus dem Cockpit und teilt uns mit, dass wir in etwa vierzig Minuten am Flughafen JFK landen werden. MJ und ich tauschen einen wehmütigen Blick. Bald heißt es Abschied nehmen. Die Kabinenbesatzung macht ihren letzten Rundgang, bei dem sie alles für die Landung vorbereitet und kleine Tütchen mit Love Hearts an die Passagiere austeilte. Nette Geste, Virgin Atlantic. Colin ist ein bisschen nervös, als er uns unsere Tütchen reicht. MJ und ich bedanken uns besonders höflich bei ihm. Wir haben das Gefühl, unser plumpes Verhalten bei den Nüssen ausbügeln zu müssen.

Weil MJ Amerikaner ist, weiß er natürlich nicht, was Love Hearts sind. Er ist nicht mit ihnen aufgewachsen und verspürt bei ihrem Anblick keinen Anflug süßer Nostalgie. Love Hearts sind, wie der Name bereits andeutet, kleine Traubenzuckerherzchen mit aufgedruckten Liebesbotschaften. Neugierig öffnet MJ sein Tütchen, fischt das erste Herzchen heraus und betrachtet es eingehend. Dann lächelt er sein sexy Lächeln, schließt die Faust um das Herz, streckt sie mir hin und fordert mich auf, hineinzuschauen. Es ist ein bisschen wie Weihnachten. Ich öffne seine Finger, und ein Love Heart kommt zum Vorschein, auf dem steht:

Du bist die Eine.

Ha ... Ich wusste, dass er auf mich steht!

Ich erröte.

Jetzt bin ich an der Reihe. Gespannt öffne ich meine eigene Tüte, hole ein Herzchen heraus und lege es, ohne nachzuschauen, was darauf steht, mit der Schrift nach unten neben MJs Herz in seine Handfläche. Dann gebe ich ihm mit einer Geste zu verstehen, dass er es umdrehen soll, damit er meine Erwiderung auf seine Botschaft lesen kann. Er tut es.

Ich ergebe mich dir.

Wir lächeln, halb verblüfft, halb belustigt über unsere freimütigen Love Hearts, die unsere Freundschaft von einem Moment zum nächsten auf eine ganz neue Ebene katapultiert haben. Dann macht sich eine gewisse Verunsicherung breit. Die Luft zwischen uns füllt sich mit knisternder Erwartung. MJ sieht mich an, wie um zu fragen: *Und was jetzt?*

Weil ich keine Antwort darauf weiß und mich die Situation überfordert, küsse ich ihn nicht – was ich garantiert getan hätte, wenn dies nicht das wahre Leben, sondern ein Film wäre –, sondern tue das Udenkbare: Ich esse die Herzchen auf.

Ich pflücke sie aus seiner Handfläche, stecke sie mir in den Mund und zerkaue sie. Unromantischer geht es wirklich nicht mehr.

MJ schaut mich verdattert an. Ich grinse debil. Danach ist das erwartungsvolle Knistern erloschen.

Wenig später ist Flug 714 gelandet. Weil ich mit meinem Handgepäck beschäftigt bin, bekomme ich nicht mit, wie MJ seine Telefonnummer aufschreibt. Das merke ich erst, als er mir einen kleinen Zettel zusteckt.

»Ruf mich an, wenn du, während du in der Stadt bist, Lust auf ein Treffen hast«, sagt er, ehe er mir einen Kuss auf die Wange gibt, bei dem mir das Herz stehen bleibt. »Es war mir ein Vergnügen, A-Bell. Ungewöhnlich ... aber definitiv ein Vergnügen.«

Dann kehrt MJ, das Schlitzohr, mir den Rücken zu und lässt mich schwindlig vor Seligkeit zurück. Ich will etwas sagen, aber seine Abschiedsworte waren ziemlich perfekt, und ich weiß nicht genau, ob es noch etwas hinzuzufügen gibt.

»Ich hoffe, das mit deiner Schwester renkt sich wieder ein!«, rufe ich ihm nach.

Verdammt.

Kaum sind mir diese dummen Worte entschlüpft, weiß ich, dass es besser gewesen wäre, mich auf ein schlichtes »Wiedersehen!« zu beschränken – oder noch besser: einfach die Klappe zu halten. Durch meine unsensible Bemerkung habe ich einen wunderschönen Abschiedsmoment kaputt gemacht.

»Ich habe gar keine Schwester!«, ruft MJ zurück und grinst diebisch. Er zwinkert mir noch einmal zu, dann ist er verschwunden.

Ja, hat man denn ...? Welcher Mensch erfindet Geschichten über eine cracksüchtige, sich prostituierende Schwester? Ich bin hin und weg. Schmunzelnd raffe ich meine Sachen zusammen und mache mich auf den Weg zum vorderen Kabinenausgang. Dort stehen die sichtlich erschöpften Flugbegleiter Spalier.

»Genießen Sie Ihren Aufenthalt in New York City«, sagt Colin mit falscher Fröhlichkeit.

»Danke, Col«, gebe ich kess zurück. »Genau das habe ich vor.«

© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2020 Copyright © 2018.
Thirty by Christina Bradley

